

№ 22. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Margareth schwieg zu dem, was der Chevalier ihr über Baroneß Sophie berichtete, aber ihr Entschluß war sogleich gefaßt; sie mußte dem unglücklichen verlassenen Mädchen ein Obdach in ihrem eigenen Hause anbieten, und sie that es in so feiner, liebenswürdiger Weise, daß Sophie nicht zögerte, es anzunehmen. Die Comtesse hatte dabei Sophie versprochen, ihr eine treue Freundin zu sein, und sie hielt Wort; sie war zu allen Zeiten ihrer jüngeren Freundin eine treue Beschützerin und eine angenehme Gesellschafterin, die ihr durch die Frische und Lebhaftigkeit ihres Geistes über manche trübe Stunde hinweghalf, welche doch zuweilen die Baroneß beschleichen wollte. Nicht allein das traurige Geschick ihres Bruders lastete auf ihr, auch das Benehmen der alten Gräfin gegen ihren jungen Gast war nicht derart, daß sich Sophie in ihrem neuen Heim gleich heimisch und völlig wohl fühlen konnte. Es war der Tante unmöglich gewesen, den nach ihrer Ansicht thörichten Entschluß ihrer Nichte rückgängig zu machen; wie groß auch sonst ihr Einfluß auf Margareth war, diesmal hatte die Comtesse mit großer Energie widerstanden und gezeigt, daß sie auch ihren Willen haben und ihn durchsetzen könne. Gräfin Trautenbach hatte das Eindringen dieses „unpassenden" Gastes in das Haus nicht hindern können; aber sie war entschlossen, zwischen sich und dem „Eindringling" eine unübersteigbare Kluft aufzuwerfen, gegen denselben „Eis" zu sein, und was dies bei der alten stolzen Dame zu sagen hatte, die selbst dann etwas Unnahbares um sich zu breiten wußte, wenn sie liebenswürdig sein wollte, das sollte Sophie nur zu bald erfahren.

Wenn die alte Tante wieder einmal ihre ungewöhnliche Begabung, ganz „glace" zu sein, wie sie dies selbst gern nannte, mit großer Meisterschaft bewiesen hatte, dann sagte Margareth beschwichtigend, sobald die Freundinnen allein waren: „Du mußt Dir das gar nicht zu Herzen nehmen; sie kann nur nicht vergessen, daß sie einmal Hofdame der Kaiserin war, und ihre Frostigkeit, mit der sie oft die Anderen verletzt, ist ein Rest jenes Ceremoniells, das sie in unser einfaches, bescheidenes Leben gern hinüberträgt. Mich hat meine Tante gerade zu einer entgegengesetzten Anschauung des Daseins gebracht, ich hasse allen Schein, denn ich will mich nicht in Illusionen einwiegen und über meine persönlichen und geistigen Eigenschaften täuschen, ich weiß genau, wie ich bin."

„Eine liebenswürdige, edle Natur, voll Geist und Herzensgüte —"

„Still, still, willst Du mir auch schmeicheln und mir beständig wie meine Tante vorreden, daß ich ein ganz außergewöhnliches Geschöpf sei?" rief die Comtesse und sie legte der an ihrer Seite mit einer weiblichen Arbeit beschäftigten Sophie leicht die kleine schmale Hand auf den Mund.

„Und wenn ich auch das nicht behaupten will, aber was ich selbst von Dir gesagt, nehme ich nicht zurück," entgegnete Sophie ruhig.

„Ah, und zuletzt schwatzest Du mir vor, daß ich sogar sehr schön sei!"

„Und bist Du das nicht?" fragte die Freundin und sah ihr dabei voll und zärtlich in's Antlitz.

Margareth lachte. „Mein Spiegel sagt mir etwas Anderes," und vom Sopha aufspringend, stellte sie sich vor den alterthümlichen venetianischen Spiegel, und sich aufmerksam betrachtend fuhr sie fort: „Dies treffliche Glas ist ein weit ehrlicherer Freund; er sagt mir, daß meine Stirne im Verhältniß zum übrigen Gesicht viel zu hoch, daß meine Nase zu klein und häßlich geformt, das Gesicht unregelmäßig ist, daß der Teint viel zu wünschen übrig läßt, mit einem Wort daß ich nicht einmal auf die Bezeichnung ‚hübsch' einen irgendwie berechtigten Anspruch habe."

Nun mußte die junge Baroneß trotz ihres Ernstes



Joseph v. Radowitz, deutscher Botschafter in Konstantinopel. (S. 171)

doch lachen; auch sie sprang jetzt auf, warf ihre Arbeit weg, und sich dicht neben die Freundin stellend und ihr voll Zärtlichkeit in's Antlitz blickend, sagte sie ungewöhnlich eifrig: „Du bist dennoch hübsch, sogar reizend, und ein Mann, der Dich jetzt so sähe, müßte sich sterblich in Dich verlieben."

„Still, still, kleine Schmeichlerin!" sagte die Comteß, lächelnd mit dem Finger drohend, und es klang so drollig, daß sie ihre junge Freundin, die sie beinahe um einen halben Kopf überragte, eine „kleine Schmeichlerin" nannte. „Ich glaube nicht an die Liebe der Männer, und ich glaube vollends nicht, daß mich Jemand um meiner selbst willen einmal lieben wird," und diese Behauptung kam jetzt sehr ernsthaft über ihre Lippen.

Sophie wiegte das blonde, schöne Haupt wie zweifelhaft hin und her, ohne sogleich ein Wort zu erwiedern.

„Du hältst doch nicht den Chevalier einer solchen Thorheit fähig?" fragte die Comtesse, und jetzt lachte sie schon wieder.

„Nein; aber es gibt ja noch Andere," entgegnete Sophie. Ihre sechzehn Jahre machten sich einmal geltend, und mit einem Anflug von Neckerei, der bei ihr so selten zur Erscheinung kam, fragte sie zurück: „Und Doktor Holmgren? Wie denkst Du von ihm?" Und sie sah dabei ihrer Freundin erwartungsvoll in's Antlitz.

Bei Nennung dieses Namens schlug eine leichte Röthe in das Gesicht der Comtesse.

„Er ist mein Hausarzt, nichts weiter," antwortete sie, ihre Verlegenheit niederkämpfend.

„Nichts weiter?" wiederholte Sophie neckend.

„Holmgren ist ein tüchtiger Arzt und für meine Gesundheit sehr bedacht, ich glaube sogar, daß er mir sehr freundschaftlich gesinnt ist und mich etwas schätzt — aber lieben? Dazu ist er mir viel zu pedantisch."

Sophie schüttelte ungläubig den Kopf und sagte nach einer Weile: „Ich bin doch anderer Meinung; ich glaube sogar, er liebt Dich tief und leidenschaftlich, und wagt es nur noch nicht, dies sich selber zu gestehen."

Jetzt sah die Comtesse der Freundin ganz verwundert in's Antlitz und rief nun ihrerseits neckend: „Ei, seht einmal! Bist Du in der Liebe schon so erfahren? Wer hätte das gedacht!" Und als Sophie nun doch verlegen die Blicke zu Boden senkte und nicht gleich eine Antwort fand, fuhr die Comtesse mit freundlichem Lächeln fort: „Brauchst Dich nicht zu schämen! Ich wundere mich übrigens gar nicht, ich würde mich vielmehr sehr wundern, wenn sich noch Niemand gefunden hätte, der für Dich schwärmt. Wäre ich ein Mann, so würde ich es unbedingt thun!" Bei diesen Worten schloß sie ihre junge hocherröthende Freundin zärtlich in die Arme, die in ihrer Verlegenheit nicht sogleich etwas zu erwiedern vermochte.

„Uebrigens," begann die Comtesse nach einer Pause von Neuem und blickte dabei mit einem schelmischen Lächeln dem jungen Mädchen in's Gesicht, „hat Doktor Holmgren mich gebeten seinen besten Freund, Oberlieutenant v. Angerstein, bei mir einführen zu dürfen, der bereits die Ehre habe, Dich zu kennen, und dabei die Gelegenheit benutzen wolle, Dir seine freundschaftliche Theilnahme auszudrücken."

„Nein, nein, gestatte ihm dies nicht — ich will ihn nicht sehen!" rief Sophie sogleich in ungewöhnlicher Erregung aus.

„Und warum nicht?" fragte Margareth verwundert.

„Uns trennt jetzt zu viel! Alles!" brachte das junge Mädchen stockend hervor und ihr Athem ging rascher.

„Ah, seht einmal, die Kleine hat schon ihren Roman!" dachte die Comtesse, laut entgegnete sie jedoch mit großer Unbefangenheit: „Das begreife ich wirklich nicht, Du mußt Dich deutlicher erklären."

„Ich kann es nicht, nur soviel ist sicher, das Beste für mich bleibt, wenn ich ihn nie wiedersehe."

„Ja, liebst Du ihn denn?" fragte Margareth von Neuem.

Sophie lehnte sich hocherröthend an ihre Schulter und stammelte verwirrt: „Ich weiß es nicht! Ach, ich bin so unglücklich!" Und jetzt brachen ihre heißesten Thränen hervor.

„Das darfst Du doch nicht sagen, wenn Du geliebt wirst."

„Doch," entgegnete Sophie und suchte vergeblich das Herzeleid niederzukämpfen, das sich ihrer bemächtigt hatte, und während ihre Thränen noch immer reichlich flossen, fuhr sie fort: „Wir müssen auf immer getrennt bleiben, seitdem mein Bruder als Mörder angeklagt worden ist."

„Wann hätte die wahre Liebe nach solchen Dingen gefragt?" rief die Comtesse lebhaft aus, und ihre braunen Augen glänzten. „Das traurige Schicksal Deines Bruders kann unmöglich die Gefühle ändern, die der Mann einmal für Dich hegt, oder sie waren überhaupt nicht tief und dauernd."

„Nein, nein," widersprach Sophie ungewöhnlich heftig, „ich habe keinen fleckenlosen Namen mehr, mich darf Niemand lieben, es würde nur sein Unglück sein."

Die Comtesse sah ein, daß hier jedes freundliche Zureden doch vergeblich sei, und bei ruhigem Nachdenken konnte sie ihrer jungen Freundin nicht so unrecht geben. Der Mann, der ihr sein Interesse geschenkt hatte, war Offizier, er mußte besonders auf seine Standesehre halten, und die Schwester eines Menschen, auf dem der Verdacht eines so schweren Verbrechens ruhte und der vielleicht zu entehrender Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, durfte er, so lange er die Uniform trug, nicht zu seiner Gattin machen.

Noch hatte sich nicht der plötzlich ausgebrochene Sturm in dem Herzen des jungen Mädchens gelegt, da wurden die beiden Freunde gemeldet. Margareth sah erwartungsvoll in das glühende, thränenüberströmte Antlitz Sophiens, welchen Entschluß sie jetzt fassen würde. Aber die Baroneß besann sich nicht einen Augenblick: „Sage ihm Alles, ich darf ihn nicht wiedersehen," und sie eilte hinaus, um auf ihrem Zimmer ihrer Verzweiflung und ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Sie war ja noch so jung, und wie sie auch ihren Verstand zu Hilfe rufen, ihr Herz in beide Hände nehmen wollte, es war ihr doch, als müsse es ihr in Stücke brechen.

Der Comtesse war da ein Auftrag geworden, dem sie sich nicht gern unterzog, und der ohnehin nicht so ohne Weiteres auszuführen war, wie es die Kleine wünschte. Margareth liebte überhaupt nicht seelische Aufregungen und ging gern allen Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten des Daseins aus dem Wege; sie wollte ein harmonisches, innerlich beglücktes Leben führen, und deshalb war es auch ihrer Tante möglich geworden, einen solchen Einfluß über sie zu gewinnen. Trotzdem es ihr selbst durchaus nicht an Willen gebrach, fügte sie sich schließlich doch meist in den Willen der alten Frau, um nur Ruhe zu haben, wußte sie doch, daß diese stets ihr Bestes im Auge hatte und jenen scharfen, ruhigen Verstand besaß, der ihr fehlte. Sie ließ sich zu leicht von ihrem Herzen fortreißen.

Wenige Augenblicke, nachdem Sophie das Zimmer verlassen hatte, erschien Doktor Holmgren mit seinem Freunde. Margareth begrüßte nach der üblichen Vorstellung den Oberlieutenant mit großer Herzlichkeit, da er auf sie den besten Eindruck machte. Es war etwas so Offenes, Ehrliches in seinem ganzen Wesen ausgeprägt, eine frische, einfache Liebenswürdigkeit, die Jeden angenehm berühren mußte, der mit Angerstein zusammenkam. Dieser Mann war keiner Verstellung, keines Herzenstruges fähig; er machte auch jetzt kein Hehl daraus, daß er noch jemand Anderes suche, daß sein Kommen nicht der Comtesse allein gegolten habe, und als seine Blicke immer wieder vergeblich auf der Seitenthüre ruhten, in der er hoffte, bald das geliebte Mädchen erscheinen zu sehen, rückte er in seiner offenen, ehrlichen Weise mit der Sprache heraus und fragte direkt nach dem Befinden der Baronesse, weil er wisse, daß sie hier ein Gast des Hauses geworden sei.

„Sie hat Kopfschmerzen und muß auf ihrem Zimmer bleiben," entgegnete Margareth, und sie brachte nur widerstrebend eine jener konventionellen Lügen vor, die nun einmal in der guten Gesellschaft im Schwange sind.

„Ah, das bedauere ich sehr," entgegnete v. Angerstein mit einer Betonung und einem Ausdruck im Gesicht, die deutlich verriethen, wie wenig diese Worte blos Redensart waren. „Ich hätte sie so gern gesehen, um ihr meine herzlichste Theilnahme auszudrücken, um ihr zu sagen —" er stockte nun doch mit dem Bekenntniß, was er ihr eigentlich zu sagen habe.

„Daß Sie ebenfalls von der Unschuld ihres Bruders überzeugt sind?" ergänzte die Comtesse.

Der Oberlieutenant nickte zwar zustimmend mit dem Kopfe, aber sein Gesicht bekundete nur zu deutlich, daß er noch etwas Anderes auf dem Herzen gehabt habe.

Dadurch wurde die Unterhaltung auf jenes dunkle Ereigniß gelenkt, das ohnehin die Gemüther vielfach beschäftigte und das besonders die hier Anwesenden näher berührte.

„Sie glauben doch auch nicht an Ehrenreich's Schuld?" wandte sich Margareth zu Holmgren.

Der Doktor zögerte ein wenig mit der Antwort; er kannte und schätzte das warme Herz der Comtesse, die für den unseligen Mann so lebhaft Partei nahm und jetzt durch den Verkehr mit Sophie gewiß noch mehr auf die Seite des Barons gezogen wurde, und doch konnte er ihr nicht so ohne Weiteres zustimmen, obwohl er wußte, daß sie seine abweichende Meinung unangenehm berühren würde.

„Ich stehe hier vor einem psychologischen Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag," antwortete er nach kurzem Schwanken. „Die Vergiftung der Baronin ist zweifellos, und da der unglückliche Mann ein Versehen seinerseits hartnäckig ableugnet —"

„So muß er die schreckliche That mit voller Ueberlegung oder in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn begangen haben!" unterbrach ihn Margareth.

„Sie sprechen meine Gedanken aus," entgegnete Holmgren mit einer höflichen Verbeugung.

„Und sind solche Anfälle von Wahnsinn möglich, die ebenso rasch wieder verschwinden, wie sie gekommen?" fragte die Comtesse, und voll Unruhe sah sie in das Antlitz des Doktors, seine Auskunft erwartend.

„Der medicinischen Wissenschaft sind solche Fälle plötzlichen, dann schnell wieder verschwindenden Wahnsinns nicht unbekannt, sogar nichts Seltenes," versicherte Doktor Holmgren der jungen Gräfin. „Haben wir doch vielleicht Alle im Leben Augenblicke, wo wir nicht ganz zurechnungsfähig sind. Irgend eine große Leidenschaft beraubt uns, wenn auch nur auf Momente, unseres klaren Fühlens und Denkens, und werden wir in solch' unbewachten Augenblicken, wo unsere klare Vernunft wie die Sonne eine Verfinsterung erlitten, zu irgend einer That fortgerissen, so wird sie eine große Thorheit, und wenn es das Unglück gerade will, sogar ein Verbrechen sein."

Die Comtesse zog das rothseidene Tuch, das

sie trug, fester um ihre Schultern, als durchrieselte sie ein kalter Schauer, und sie sagte ungewöhnlich ernst: „In welchen Abgrund blicken wir da! Und wer kann sich immer vor einer Sonnenfinsterniß in seinem Inneren hüten?" Und obwohl sie auch diese letzten Worte ganz ernsthaft gemeint hatte, klangen sie schon wieder so scherzhaft, daß Doktor Holmgren ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Sie haben eine solche Verfinsterung nicht zu fürchten, ist doch in Ihrem Herzen immer Licht und Sonnenschein."

Margareth sah den Doktor verwundert an, diese Sprache hatte er noch nie ihr gegenüber geführt. „Kennst Du wirklich mein Herz?" war in ihren Augen zu lesen, während sie laut sagte: „Immer? Das wäre höchst langweilig! Ein trüber Tag lehrt uns erst wieder den blauen Himmel lieben und schätzen."

„Ich wollte nur damit sagen, daß Ihr Geist Kraft genug besitzt, alle trüben Wolken rasch wieder zu verscheuchen, die an Ihrem Lebenshorizont aufsteigen wollen."

„Sie trauen mir zu viel zu, lieber Doktor; ach, wir Frauen sind Alle sehr schwache Wesen, selbst wenn wir uns noch so stark wähnen!" und Margareth stieß einen leichten Seufzer aus. Es war ein ehrliches Selbstbekenntniß, ohne allen Anflug von Koketterie und ohne die geringste Absicht, einen Widerspruch zu erfahren. Trotzdem schüttelte Holmgren den Kopf.

„Ich habe von Ihnen eine weit höhere Meinung," sagte er mit voller Ueberzeugung, und seine blauen ehrlichen Augen ruhten dabei mit dem Ausdruck aufrichtigster Bewunderung auf der Comtesse.

Eine dunkle Röthe schoß in das Antlitz Margareth's. Wurde sie doch von diesem Manne geliebt, der es bisher verstanden hatte, seine Gefühle so sorgfältig zu verbergen? Oder hatte diese Bewunderung mit einem wärmeren Empfinden nichts gemeinsam? Sie fand in ihrer Verlegenheit nicht gleich eine Antwort, und als jetzt ihre Blicke zu Angerstein hinüberschweiften, wandte sie sich rasch zu diesem, um ihn in das Gespräch zu ziehen. „Und wie denken Sie von den Frauen, Herr v. Angerstein?"

Der Oberlieutenant fuhr bei dieser direkten Frage aus seinem zerstreuten Hinbrüten empor. Seine Gedanken waren ganz wo anders gewesen, bei Sophie, die er wiederzusehen das heißeste Verlangen trug. War sie wirklich unwohl, oder wollte sie ihm nur aus dem Wege gehen? Ach, ahnte sie denn nicht, wie seine ganze Seele darnach lechzte, sie jetzt in ihrem Unglück zu trösten, und ihr zu sagen, daß er niemals aufhören werde, sie zu lieben, auch wenn die Welt eine noch so tiefe Kluft zwischen ihnen aufwerfen wolle; er war bereit, sie zu überspringen. Angerstein mußte sich erst besinnen, er hatte die Frage nur halb gehört und wiederholte ganz verlegen: „Die Frauen? — Was soll ich sagen?"

„Ja, wie denken Sie über dieselben?"

Erst jetzt wurde es dem Oberlieutenant klar, um was es sich handle, und er entgegnete mit großer Wärme und Lebhaftigkeit: „O, wir können nicht hoch genug von ihnen denken! Sie allein sind im Stande, uns die Erde in ein Paradies umzuschaffen."

„Vielleicht in dem Bestreben, eine uralte Schuld zu tilgen, weil es eine Frau war, die das erste Paradies verscherzt hatte," erwiederte die Comtesse lächelnd.

„Wenn unsere Aeltermutter Adam den Apfel reichte, geschah es ja nur in der Ueberzeugung, ihm damit ein großes Glück zu verschaffen," bemerkte Holmgren.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich auch zum Vertheidiger der Frauen aufwerfen würden," sagte die Comtesse und warf Holmgren einen freundlich-neckenden Blick zu.

„Haben Sie daran gezweifelt?" fragte Holmgern mit einiger Verwunderung.

„Man hat mir stets gesagt, daß gerade Aerzte von den Frauen äußerst gering denken."

„Das wäre schlimm, es mag wohl solche Kollegen geben, aber im Grunde haben wir Aerzte die meiste Gelegenheit, die Frauen zu bewundern, die im Ertragen von Leid und Schmerzen eine weit größere seelische Kraft beweisen, als sie der stärkste Mann zu zeigen vermag."

Angerstein erhob sich jetzt, um sich zu empfehlen; er glaubte seinen ersten Besuch nicht länger ausdehnen zu dürfen, und es wäre ihm auch unmöglich gewesen. Sein sehnlichster Wunsch, Sophie wiederzusehen, war heute nicht in Erfüllung gegangen, und so wirkte dieser freundliche Raum, trotz des herzlichen Entgegenkommens der Comtesse, förmlich erdrückend, und er hatte Mühe gehabt, seine tiefe Niedergeschlagenheit zu verbergen. Desto eifriger bat er jetzt um die Gunst, wiederkommen zu dürfen, die ihm von Margareth bereitwilligst gewährt wurde. Holmgren dagegen wäre gern noch länger geblieben, gerade die Gegenwart des Freundes hatte es ihm ermöglicht, sich heute einmal freier zu geben, und das Gespräch hatte eine für ihn so interessante Wendung genommen, daß er es höchst ungern abbrach; eine so gute Stunde kam vielleicht nicht wieder — doch, was half es, er mußte dem Beispiele des Freundes folgen und sich ebenfalls erheben, um sich zu verabschieden. Als er schon den Thürgriff in der Hand hatte, begann Margareth plötzlich: „Nein, lieber Doktor, bleiben Sie noch einen Augenblick, es ist der Arzt, mit dem ich jetzt sprechen will."

„Sind Sie leidend? Warum haben Sie mir dies nicht gleich gesagt?" rief Holmgren, und auf seinem Gesicht prägte sich sogleich eine Besorgniß aus, die augenscheinlich nicht allein von dem Arzt diktirt wurde.

„O, es ist nichts Gefährliches, aber ich will doch bei Zeiten Ihren Rath, Ihre Hilfe suchen."

„Ich stehe gern zu Diensten," entgegnete Holmgren eifrig, und während der Oberlieutenant sich jetzt empfahl und dabei die Hand der Comtesse ehrfurchtsvoll küßte, trat der Doktor rasch in die Mitte des Zimmers zurück, und sich der Comtesse nähernd und ihr jetzt mit den Augen des Arztes in's Antlitz blickend, sagte er mit einem leisen Kopfschütteln: „Was fehlt Ihnen, theure Comtesse? Ihrem Aussehen nach müßte ich Sie für völlig gesund halten."

„Das bin ich auch! Ihre klugen Doktoraugen haben Sie nicht getäuscht," entgegnete Margareth mit einem heiteren Auflachen; „aber nehmen Sie noch einmal Platz, ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen," und sie rückte sich ihren Sessel näher an den Holmgren's, als wolle sie mit ihm recht vertraulich plaudern. „Ich mußte vorhin eine Lüge sagen," fuhr sie in ihrer offenen anmuthigen Weise fort, die für den Doktor etwas so Bezauberndes hatte, „Sophie ist durchaus nicht krank, aber sie will Ihren Freund nicht mehr wiedersehen."

„Und warum?" fragte Holmgren, obwohl er den Grund bereits ahnte.

„Sie fürchtet sich davor und behauptet, es trenne sie doch ein Abgrund, und das Beste sei, wenn sich ihre Wege nie wieder begegneten."

„Das kann ich nicht finden," entgegnete Holmgren ruhig. „Mein Freund liebt die Baroneß tief und innig, ich bin bei seinem festen, zuverlässigen Charakter überzeugt, daß dies Gefühl nie wieder aus seinem Herzen schwinden wird; er fürchtet nur, daß die Baroneß ihn nicht wieder liebt und deshalb —"

Margareth schüttelte das Haupt. „Nein, so viel ich bemerken kann, liebt Sophie ihn mit der ganzen Gluth eines eben erwachten jungen Herzens."

„Und warum will sie sich denn von meinem armen Freunde fern halten und sich und ihn grenzenlos quälen?" fragte Holmgren von Neuem.

„Weil jenes furchtbare Ereigniß auch über ihre Liebe den tiefsten Schatten geworfen hat," antwortete Margareth. „Sophie ist trotz ihrer großen Jugend so außerordentlich verständig, und ich muß ihr leider Recht geben. Einen Offizier und die Schwester eines Verbrechers trennt wirklich ein unübersteiglicher Abgrund — "

„Den eine wahre, tiefe Liebe zu überbrücken weiß!" unterbrach sie Holmgren, und seine sonst so ruhigen blauen Augen leuchteten seltsam auf. „Wann wäre es ihr nicht gelungen, selbst die größten Vorurtheile zu besiegen, die tiefste Kluft zu überspringen?"

„Sie glauben an diese Macht der Liebe?"

„Gewiß, wenn sie echt und tief ist," erwiederte Holmgren mit großer Zuversicht und er sah dabei der Comtesse voll in's Antlitz; er war aufgesprungen, sein Athem ging rascher und sein ganzes Wesen verrieth eine leidenschaftliche Erregung, die an dem Manne, der sich sonst so wunderbar zu beherrschen wußte, völlig fremd war. „Ja, ich glaube daran," fuhr er tief bewegt fort, „und ich wünschte, theure Margareth, Sie könnten auch daran glauben;" er hatte ihre Rechte ergriffen, und in seinen Augen konnte die Comtesse jetzt Alles lesen, was sein Mund noch verschweigen mußte ...

Hingerissen von seinem Wort, von seinem versteckten und doch deutlichen Liebesbekenntniß wollte Margareth jubelnd und überselig an seine Brust sinken, da trat die alte Gräfin herein. Sie schien das zärtliche Beieinandersein der Beiden gar nicht bemerkt zu haben, begrüßte den Doktor mit gewohnter kalter Höflichkeit und knüpfte dann mit ihrer Nichte über die alltäglichsten Dinge ein Gespräch an, ohne Holmgren noch viel zu beachten. Der glückliche, günstige Augenblick für die Liebenden war vorüber und kam vielleicht nie wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph v. Radowitz.

(Mit Porträt auf Seite 169.)

Der gegenwärtige deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr Joseph v. Radowitz, dessen Porträt wir auf Seite 169 bringen, ist 1839 in Frankfurt a. M. als der zweite Sohn des Generals v. Radowitz geboren, der damals als Oberstlieutenant die Stelle eines preußischen Militärbevollmächtigten beim Bundestag bekleidete. Joseph v. Radowitz trat, nachdem er in Berlin die Rechte und die Staatswissenschaften studirt, 1860 in den preußischen Justizdienst, den er im folgenden Jahre mit dem diplomatischen vertauschte. Er ging zunächst als Gesandtschaftsattaché nach Konstantinopel, schloß sich 1862 der von Preußen entsandten ostasiatischen Expedition an und wurde nach deren Beendigung 1864 zum Konsul in Shanghai ernannt. 1865 als erster Sekretär zur preußischen Gesandtschaft in Paris und 1867 in gleicher Eigenschaft zur Gesandtschaft in München versetzt, wo er 1869 zum Legationsrath vorrückte, wurde v. Radowitz 1870 mit dem Posten eines Generalkonsuls in Bukarest betraut und zum Mitglied der Donauschifffahrtskommission ernannt. Nachdem er 1871 als Geschäftsträger in Konstantinopel eine Reihe von Geschäften verwickeltster Art mit großer Umsicht und Gewandtheit erledigt hatte, übertrug ihm Fürst Bismarck das Decernat für orientalische Angelegenheiten im Auswärtigen Amt zu Berlin. 1874 wurde er zum Gesandten in Athen ernannt, fungirte zwischendurch beim Berliner Kongreß von 1878 als Protokollführer und 1880 als bevollmächtigter Minister in Paris während der Abwesenheit des Fürsten Hohenlohe, bis dann 1882 ihm als Nachfolger des Grafen Hatzfeld, jetzigen Botschafters in London, der Botschafterposten in Konstantinopel übertragen wurde.

Der Kaktus.

(Mit Abbildung.)

Die Kakteen bilden eine schon durch ihr Aeußeres von allen anderen sich scharf unterscheidende Pflanzenfamilie, deren überaus zahlreiche Arten fleischige, oft sehr saftreiche Stengel und Aeste haben, die jedoch vielfach von einer holzigen Achse durchzogen sind, wodurch sich der fleischige Theil nur als Rindenlage zu erkennen gibt. Die meisten Kaktusarten haben Stacheln. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Kultur des Kaktus in Europa Mode geworden; wer aber nur unsere künstlich gezogenen Arten kennt, die selten nur eine Blüthe treiben und sich höchst kümmerlich in den Treibhäusern oder im Zimmer erhalten, vermag sich kaum einen Begriff von der Rolle zu machen, welche dieselben in den Ländern der tropischen Zone spielen. In Nordafrika und der Mittelmeer-Region treten besonders die verschiedenen Opuntienarten auf, in den wüstenartigen Gebirgen Centralamerika's sprießen die Säulenkaktus und Cereusarten, die bis 60 Fuß hoch werden, dann kommen noch die Kugelkaktus, baumartige Gebilde oder Pereskine u. s. w. Wo insulare Lage oder Meeresnähe der Luft einen gewissen Grad von Feuchtigkeit verleiht, da treten manche Arten gesellig auf und gestalten sich zu jenen Kaktuswäldern, deren einen von der Insel Jamaica unsere Abbildung darstellt. Die beigegebenen Menschengestalten vermögen gleichzeitig von der Höhe und dem Umfang dieser Pflanzen einen anschaulichen Begriff zu geben. Gerade auf Jamaica erreichen verschiedene Cereusarten eine riesige Entwickelung, bilden mit ihren von Stacheln starrenden Stämmen undurchdringliche Dickichte und entfalten ihre prachtvollen Blüthen, welche allerdings oft nur wenige Stunden dauern, in den leuchtendsten Farben.

Tantalusqualen.

(Mit Bild auf Seite 173.)

Bekannt ist die griechische Sage vom Könige Tantalus, der zur Strafe für einen begangenen Frevel in der Unterwelt ewigen Hunger und Durst leiden muß, obwohl er in einem Teiche steht, zu dem Bäume ihre fruchtbeladenen Zweige herabneigen. Sobald er aber von den Früchten pflücken oder sich zu dem Wasser niederbücken will, weicht beides vor ihm zurück. Daher kommt der oft gebrauchte Ausdruck, „Tantalusqualen erleiden", für Jemand, der den Gegenstand seiner heißen Wünsche dicht vor sich sieht und sich doch nicht in den Besitz desselben setzen kann oder darf. Solche Qualen hat auch der brave Tyras auf dem hübschen Bilde von Minna Stocks (siehe den Holzschnitt Seite 173) auszustehen, der, nachdem sein Herr plötzlich vom Mahle abgerufen worden, auf dessen Sessel gesprungen ist und mit verlangendem Blick das leckere Stück Fleisch auf dem Teller betrachtet. Er kämpft zwischen dem Naturtrieb, der ihn drängt, die köstliche Beute schnell zu erschnappen, und der Furcht vor der dann unausbleiblichen Strafe. Hoffentlich kehrt der Herr bald zurück, macht den Tantalusqualen des armen Tyras ein Ende und findet ihn mit einem Knochen ab.



Ein Kaktuswald auf Jamaica.

Ein Schmuggler-Abenteuer.

Erinnerung aus meinen Dienstjahren in Egypten.

Von

Hermann Haardt.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1875 wurde die Douane in Egypten reorganisirt und ein ehemaliger Londoner Schuhmachermeister, Mr. Scrivenor, mit einem Monatsgehalte von 500 Pfund Sterling, freier Wohnung und freier Equipage als Generaldirektor zur obersten Leitung berufen. Der Generaldirektor entwickelte übrigens ein bedeutendes Administrationstalent, indem sein erstes Dekret die Errichtung einer thatkräftigen Küstenwache anordnete, mit deren Organisirung ein noch junger Offizier, der in Indien den Majorsrang bekleidet hatte, betraut wurde. Major Morice Bey erhielt Oberstenrang in egyptischen Diensten und einen Monatsgehalt von 120 Pfund Sterling.

Ich war mit dem Major auf einer Seereise von Bombay nach Suez näher bekannt geworden, und als ich ihn 1875 in Alexandrien aufsuchte, fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, in die neuerrichtete Küstenwache zur See einzutreten, in welchem Falle er mir den Posten als Kommandant mit ansehnlichem Gehalte und der Möglichkeit, bedeutende Prisengelder zu verdienen, sowie das Recht, meine Lieutenants selbst vorschlagen zu dürfen, einräumte. Selbstredend nahm ich diesen Antrag an und machte bald die Kaffeehäuser und Konzertsalons von Alexandrien in meiner neuen



Tantalusqualen. Nach einem Gemälde von M. Stocks. (S. 172)

Uniform — dunkelblaue Beinkleider, Rock, weiße Piquéweste, Alles mit goldenen Knöpfen und Streifen, rothem Fez, krummem Säbel — unsicher. Da ich nach des Majors Ansicht wenigstens zwei Lieutenants brauchte, so brachte ich einen Bayern, der noch niemals Seedienste gethan hatte, und einen jungen österreichischen Seeoffizier, meinen Freund Dick, in Vorschlag. Der junge Bayer bewies sich als ein sehr intelligenter Offizier, welcher in circa zwölf Nächten den Bootdienst perfekt lernte. Nach meinem Austritte aus dem Dienste im Jahre 1879 wurde er nach Indien verschlagen und starb in Madras, während der Oesterreicher heute in den Oranje-Freistaaten in Südafrika das friedliche Leben eines Farmers führt.

Ich hatte mich jeden Tag Morgens um neun Uhr entweder persönlich oder durch einen meiner Offiziere im Bureau des Generalinspektors in dem ausgedehnten Arsenal von Alexandrien zu melden, um etwaige Befehle entgegen zu nehmen. Die großen, öden Höfe dieses von Mehemed Ali erbauten Arsenals wimmelten von wilden Tauben, weshalb ich stets mein doppelläufiges Jagdgewehr mitnahm.

So kam ich denn auch eines Tages wieder mit dem Gewehr in's Arsenal, und da nach löblichem orientalischen Gebrauche noch kein einziger der Oberbeamten in's Amt gekommen war, ich jedoch den strikten Auftrag hatte, ausschließlich nur mit dem Generaldirektor oder dem Generalinspektor dienstlich zu verkehren, so gab ich einem der unzähligen Thürsteher den Befehl, mich von der Ankunft meiner Vorgesetzten in der vom Arsenal zu dem viceköniglichen Lustschlosse Ras-el-Tin führenden Sycomoren-Allee zu benachrichtigen, wo es immer Turteltauben in Hülle und Fülle gab. Ich war denn auch noch keine halbe Stunde in der Allee, so hatte ich bereits fünf Turteltauben erlegt und sah gerade den Thürsteher herbeikommen, als ich noch hoch über dem Gipfel einer Sycomore eine Taube herankommen sah, die mir ebenfalls als gute Beute erschien. Meine Flinte lag rasch an meiner Wange, ein leichter Knall und die getroffene Taube fiel zu meinen Füßen nieder. Doch war ich sehr ärgerlich, als ich fand, daß ich keine wilde Turteltaube, sondern eine zahme Taube, vielleicht das Lieblingsthierchen einer Haremsdame, erlegt hatte. Indessen nahm ich meine Beute auf und war nicht wenig erstaunt, als ich an deren Halse ein blaues Seidenband bemerkte, welches bis unter die Flügel reichte. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß unter dem rechten Flügel ein auf Pergament geschriebenes Billet befestigt war. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich den Inhalt des Billets gelesen hatte, der in vollkommen korrektem Englisch folgendermaßen lautete:

„Bark Evangelistria, 18. Juni 1876. Scalanuova mit voller Ladung Tabak und Liqueur am 6. verlassen. Ankunft Alexandria 20. Juni. Argiropulo und Genossen benachrichtigen. Steuern zum Port Neuf. Wahrscheinliches Eintreffen 10 Uhr Abends. 200 Seemeilen entfernt.

Gordon, Marco."

Dieses Billet gab mir zu denken, und als ich in das Bureau des Generalinspektors eintrat, war mein Entschluß gefaßt. Ich empfing die übliche Instruktion, wachsam zu sein, und als ich den Major bat, mir für die folgende Nacht meine beiden Lieutenants, sowie anstatt der üblichen sechs Seesoldaten deren zwölf beizugeben, sah er mich groß an. Auf seine Fragen gab ich jedoch nur die Antwort, daß er am folgenden Morgen einen ganz ausführlichen Bericht erhalten würde.

Natürlich wurde mein Gesuch bewilligt, und am Abend des 20. Juni verließ ich mit meinem kleinen flinken Segelboote „Alicia" den alten Hafen von Alexandrien und kreuzte in der Richtung gegen Abukir und Damiette. Mein Freund Dick saß am Steuer, während der Bayer, mein zweiter Lieutenant, Namens Erhardt, vorne scharfe Wache hielt. Die zwölf Seesoldaten aber waren mit guten Remingtongewehren versehen.

Meine Meinung war nämlich, daß es sich um den Schmuggel einer ganzen Schiffsladung von Tabak handelte, denn die Bark „Evangelistria" war als Schnellsegler und verwegener Schmuggler bei der Küstenwache im größten Verrufe. Ich wollte sie auf frischer That abfangen.

Ich wußte zwar, daß ich mich dadurch einer flagranten Verletzung des internationalen Seerechts schuldig machte, welches bekanntlich bestimmt, daß das Meer nur bis zu einer Entfernung von drei Seemeilen von der Küste als Territorium des betreffenden Landes anzusehen sei, weiter hinaus jedoch als neutral zu gelten habe — indessen der §. 7 der Vorschriften für die Küstenwache sagte ausdrücklich:

„Wenn ein Offizier der Küstenwache die Gewißheit oder auch nur gegründete Ursache zu der Vermuthung hat, daß ein sich dem Hafen näherndes Schiff Contrebande oder mit Prohibitivzöllen behaftete Waaren an Bord führt und die Absicht hat, diese Ladung an Land zu bringen, so hat er sich an die Bestimmungen des internationalen Seerechts nicht zu binden, sondern mag nach eigenem Ermessen handeln. Begeht der betreffende Offizier einen Mißgriff, so soll er für die Folgen zwar verantwortlich sein, doch wird die Administration nach Prüfung der Umstände diese Folgen eventuell auf sich selbst nehmen."

Nach diesem, mit englischer Doppelzüngigkeit entworfenen Paragraphen hatte ich das volle Recht, vorzugehen, um so mehr, als die Namen „Evangelistria" und „Argiropulo" schon längst als notorische Schmuggler bekannt waren.

Die große Uhr im Arsenal zeigte die achte Stunde Abends, als meine kleine „Alicia" das Bassin verließ, wo sie Tags über gewöhnlich vor Anker lag. Der Wind kam in unregelmäßigen Stößen aus Süden und die Nacht schien ziemlich finster werden zu wollen. Wir ließen die Positionslichter, welche wir bei weiteren Expeditionen mitzunehmen pflegten, ruhig im Magazin und steuerten gegen den Leuchtthurm zu, wo eine sehr enge und gefährliche Passage zwischen demselben und dem riesigen Wellenbrecher war, den die englische Hafenbau-Compagnie mit Aufwendung von 49,000 großen künstlichen Blöcken ein Jahr vorher beendigt hatte. Erhardt und ich saßen mit dem Senkblei in der Hand vorne im Boot, während Dick mit der größten Ruhe das Steuer regierte. Wenn auch der Kiel des sehr scharf gebauten Bootes hin und wieder die unterseeischen Felsen des Passes streifte, so gelangten wir doch bald in tiefes Wasser und ließen Leuchtthurm und Wellenbrecher weit hinter uns.

Je weiter wir uns vom Lande entfernten, desto mehr frischte der Wind auf, und die kleine „Alicia" tanzte ordentlich auf dem Wasser, so daß wir die beiden lateinischen Segel dicht reffen mußten. Ein Versuch zu loggen*) ergab, daß die „Alicia" zehn Knoten in der Stunde machte, für ein kleines Segelboot gewiß eine sehr anständige Leistung. Als wir etwa zwei Stunden unterwegs waren, schlug der Wind plötzlich um und fing an mit aller Macht aus Osten zu blasen, so daß wir genug zu thun hatten, das Wasser, welches über die Leeseite an Bord kam, auszuschöpfen. Wir mußten die dreieckigen lateinischen Segel ganz bergen und konnten nur einen ganz kleinen Lappen Leinwand, den sogenannten Sturmfock beibehalten, weil es ohne diesen nicht mehr möglich gewesen wäre, das Boot zu steuern. Mit aller Kraft luvten wir gegen den Wind, der sich zu einem richtigen Sturme ausgebildet hatte, an, um nicht aus dem Kurse zu kommen. Wir saßen Alle auf der Luv- oder Windseite des Bootes, da die Leeseite fast beständig unter Wasser war. Vergebens suchte ich Dick dazu zu bewegen, etwas abzufallen und nicht so stark anzuluven. Er blieb ruhig am Steuer, indem er nur antwortete: „Freundchen, die Bora im Triester Golfe und im Quarnero spaßt auch nicht, und gegen eine rechtschaffene Bora ist dieser Ostwind das reine Kinderspiel."

Gegen elf Uhr signalisirte Erhardt ein rothes Licht in Lee, und richtig, es war das Backbord-Positionslicht eines Segelschiffes. Jetzt hielt Dick auf das Licht zu, das sich mit rapider Geschwindigkeit näherte. Da auch wir jetzt vor dem Winde liefen, so ließ ich das vordere Segel wieder beisetzen, und es dauerte keine Viertelstunde, so waren wir dem fremden Schiffe auf Sprechweite nahe gekommen.

Trotz der Dunkelheit erkannten unsere an dieselbe bereits gewöhnten Augen doch die noch dunkleren Umrisse einer Bark, welche Fock- und Großsegel festgemacht und nur den Sturmklüver, das Vor- und Großmarssegel und den Sturmbesan beigesetzt hatte. Das mußte die „Evangelistria" sein.

Wir fuhren so dicht langseits der Bark, daß unsere Mastspitzen beinahe die Unterraaen derselben berührten, und hielten uns auf der Windseite. Wären wir auf die Leeseite gegangen, so hatten wir zu besorgen, daß der Rumpf des viel größeren Seeschiffes unserem kleinen Küstenfahrer den Wind aus den Segeln nehmen und uns nöthigen würde, zurückzubleiben. So segelten wir fast fünf Minuten Bord an Bord mit der „Evangelistria", ohne daß man uns von der Bark aus gesehen hätte.

Da auf den Schmuggelschiffen in der Regel große Wachsamkeit herrscht, so konnten wir uns diese anscheinende Nachlässigkeit nicht erklären. Indessen ferne am südlichen Nachthimmel tauchte das Drehlicht des weithin sichtbaren Leuchtthurmes von Alexandrien auf und es kam für uns die Zeit zum Handeln.

Selbstredend war Jedem sein Posten gewissenhaft bestimmt, den er bei einem etwaigen Zusammenstoß zu besetzen hatte. An Bord der „Alicia" blieb nur noch ein alter Reïs (Bootsführer) mit einem Seesoldaten, während wir Anderen uns in die Rüsten schwangen und von dort leicht das Deck erreichten. Dieses Entern der Bark ging natürlich nicht ganz geräuschlos vor sich, und der Mann am Steuer gab den Alarm. Eine Blendlaterne öffnend, welche ich bei mir trug, ließ ich die ziemlich starken Strahlen derselben nach vorne spielen und erblickte einen breitschulterigen kräftigen Mann, der, jetzt durch die Strahlen der Laterne geleitet, gerade auf uns zu kam. Der Mann erkannte an unseren Uniformen, daß wir im Dienste der Regierung waren und kam uns sehr devot entgegen, indem er in ganz reinem Englisch sagte: „Was verschafft mir die Ehre, die Herren zu so später Nacht noch an Bord meiner Bark zu sehen?"

„Seid Ihr Kapitän Gordon von der Bark ‚Evangelistria', aus Scalanuova nach Alexandrien bestimmt?" fragte ich dagegen.

„O bewahre!" antwortete er, „diese Bark ist der ‚Pericles', von Damiette nach Smyrna."

„Ich muß Euch doch bitten, mir Eure Schiffspapiere und das Manifest über die Ladung zu zeigen, und werde Euch, wenn diese in Ordnung sind, dann meine Entschuldigungen wegen meines nächtlichen Ueberfalles machen.

*) Loggen bedeutet: die Geschwindigkeit des Schiffes messen, was mittelst einer 30 Sekunden lang laufenden Sanduhr und einem in gewissen, genau abgemessenen Distanzen mit Knoten versehenen dünnen Tau geschieht, daher der Name „Knoten".

Du, Erhardt, der Du Griechisch sprichst und schreibst, gehst mit mir in die Kajüte, und Du, Dick, beobachtest das Deckfenster der Kajüte, welches ich öffnen lassen werde. Sobald Du das Wort: ‚Oxo‘ (hinaus) hörst, ist die Sache nicht richtig. Du bemächtigst Dich dann der Mannschaft, während Erhardt und ich mit dem Kapitän schon fertig werden wollen. Vorwärts, Kapitän!“

Während dieses Gespräches waren verschiedene Lichter angezündet worden und mehrere Männer auf Deck erschienen, welche bisher im Vordertheile des Schiffes — wahrscheinlich auf Auslug — gewesen waren. Es waren ihrer nur drei, und ich schloß daraus, daß die ganze Mannschaft, inklusive des Kapitäns, höchstens acht Köpfe betrug. Der Kapitän führte uns in seine Kajüte, wo ein sehr penetranter Geruch nach Tabak herrschte. Ich hatte unterwegs noch Zeit gehabt, Erhardt in gleichgiltigem Tone in deutscher Sprache folgende Verhaltungsmaßregeln zu geben: „Während mir der Kapitän in der Kajüte seine Papiere vorlegt, behälst Du ihn gut im Auge. Bei der geringsten verdächtigen Bewegung schlägst Du ihn mit dem Kolben Deines Revolvers auf den Kopf. Ich habe ihn stark im Verdacht, daß er der gesuchte Kapitän und dies das gesuchte Schiff ist.“

Wie erwähnt, herrschte in der Kajüte ein penetranter Tabaksgeruch, und dieser Umstand bestärkte mich in meiner Vermuthung, daß wir an Bord der „Evangelistria“ wären. Ich verlangte daher die Schiffspapiere zu sehen, und das betreffende Dokument wurde ohne Zögern produzirt. Trotz meiner höchst mangelhaften Kenntniß der neugriechischen Sprache erkannte ich doch, daß es das Patent für einen Schoner „Pericles“, Kapitän Stefanis, war, der regelmäßige Reisen zwischen Patras, Smyrna und Damiette machte, und 180 Tonnen Ladung führen sollte. Da die Bark, auf welcher wir uns befanden, mindestens 500 Tonnen aufnehmen konnte, so machte ich den angeblichen Kapitän Stefanis auf diesen Widerspruch aufmerksam und verlangte das Manifest der Ladung zu sehen.

Er wendete sich gegen einen Wandschrank und kramte einige Minuten in einer Schublade. Als er sich dann gegen uns umwandte, hielt er in der linken Hand ein Papier und in der rechten ein doppelläufiges Terzerol. Bevor er jedoch noch den Finger an den Drücker legen konnte, fällte ihn ein wuchtiger Hieb mit dem Kolben von Erhardt's Revolver zu Boden, und ich stieß gleichzeitig das verabredete Signal „Oxo“ aus, worauf wir auf Deck das Geräusch von vielen Tritten hörten. Erhardt und ich knebelten zunächst den Kapitän und banden ihn fest an einen im Getäfel eingefügten Eisenring. Dann begaben wir uns auf Deck, wo wir fanden, daß die wenigen Matrosen von unseren Seesoldaten ebenfalls überwältigt waren, und daß die „Alicia“ langseits lag. Schnell beorderte ich meinen Reïs Ahmet von der Letzteren an Bord der Bark, ließ die „Alicia“ in's Schlepptau nehmen und stellte Ahmet an's Steuer des großen Schiffes mit dem Befehl, den Kurs direkt nach dem Leuchtfeuer vom Fort des alten Pharus, welches den Port Neuf beherrschte, zu nehmen. Dann begab ich mich mit meinen beiden Lieutenants wieder in die Kajüte, um den gebundenen Kapitän zum Sprechen zu bringen.

Aus den Aussagen des Gefangenen ging hervor, daß unsere Muthmaßungen richtig gewesen waren, indem wir wirklich die „Evangelistria“ ergriffen hatten, welche mit einer Ladung von achttausend Ballen Tabak von Scalanuova nach Alexandrien unterwegs war. Da der Ballen etwa 40 Oka oder gegen 50 Kilo wog, so ergab eine flüchtige Rechnung, daß wir gegen 400 Tonnen Tabak gekapert hatten, ein sowohl für die Administration der Douane, wie für uns selbst außerordentlich günstiges und gänzlich unerwartetes Resultat, denn die Ladung sowohl wie das Schiff mußte den bestehenden Gesetzen zufolge zu Gunsten der Regierung konfiszirt werden.

Es handelte sich jetzt nur noch darum, die Mitschuldigen am Lande, Argiropulo und Genossen, in flagranti zu ertappen, und, das fühlten wir, wir hatten den Schmugglern eine empfindliche Schlappe beigebracht, von welcher sie sich nicht so leicht wieder erholen würden. Unseren vorgehaltenen Revolvern gelang es denn auch, den Kapitän Gordon dahin zu bringen, daß er uns die mit seinen Spießgesellen vereinbarten Signale mittheilte. Da wir uns unterdessen dem Lande schon bedeutend genähert hatten, so ließ ich die Signale am Vormaste der Bark aufziehen, nämlich ein blaues und ein weißes Licht, und beobachtete dann gespannt den nächtlichen Horizont. Nach wenigen Minuten hatten wir die Freude, dieselben Signale an einem Punkt der Küste aufsteigen zu sehen, welche, wie mir bekannt, von griechischen Kaffeehäusern und Spelunken besetzt war. Andererseits befanden sich hier allerdings auch die zahlreichsten und stärksten Posten der Küstenwache zu Lande, und ich wußte, daß speziell für diese Nacht ein schneidiger Offizier italienischer Nationalität, Namens Carlo D., das Kommando daselbst führte.

Ich beantwortete nun die Signale vom Lande, indem ich meine beiden Lichter dreimal senkte und wieder aufhißte, zum Zeichen, daß an Bord Alles in Ordnung wäre. Als nun die Schmuggler am Lande durch wiederholtes Schwenken ihrer Lichter antworteten, daß auch am Lande die Luft rein sei, übergab ich Dick und Erhardt die „Evangelistria“ mit dem Befehl, auf und ab zu kreuzen und nur auf ein genau vereinbartes Lichtsignal dem Lande zuzusteuern, beorderte dann, das kleine Boot des Kapitäns Gordon in's Meer zu lassen, welches ich mit zwei Seesoldaten bestieg, und ließ mich gegen den sogenannten Melonenmarkt rudern. Mein Boot hatte kaum die Ruinen einer alten Mauer, welche hier ziemlich weit in's Meer vorspringt, erreicht, als es auch schon angerufen wurde. Ich erkannte die Stimme Carlo's, gab mich ihm durch ein einziges Wort zu erkennen, und sprang, als der Kiel meines Bootes nun den Ufersand berührte, schnell an's Land. Carlo war auf seinem Posten.

„Habt Ihr keine Signale vom Meere her gesehen?“ fragte ich.

„Jawohl, und von diesem Kaffeehause ist darauf geantwortet worden,“ erwiederte er, indem er auf das Kaffeehaus „Zur Arche Noah“ zeigte, welches schon längst im Verdachte stand, ein Hauptquartier der Schmuggler zu sein. „In diesem Momente sind etwa hundert Griechen darin versammelt,“ fuhr er fort, „und ich habe den Major Morice Bey, gleich nachdem die Signale gegeben wurden, benachrichtigen lassen, daß sich heute Abend wahrscheinlich etwas Außerordentliches ereignen wird.“

„Das Außerordentliche ist bereits eingetreten, lieber Carlo. Wir haben die ‚Evangelistria‘ mit achttausend Ballen Tabak und hoffen hier im Kaffeehause noch einen wichtigen Fang zu machen.“

„Das wäre der Teufel,“ meinte Carlo gutmüthig. „Ihr Seeleute habt doch immer Glück. Nun, ich gönne es Euch. Doch dort kommt ein Wagen —“

„Bei Gott, es ist der Major. Nun, wenn er selbst kommt, so wird die Sache ernsthaft.“

Ich meldete dem Major mit so wenigen Worten als möglich, was vorgefallen war, und er schritt darauf zu Carlo hin, den er fragte: „Brigadier, wie viel Leute habt Ihr hier?“

„Gegen vierzig, Major.“

„Das ist zu wenig; schickt sofort einen Boten in die Zaptieh (Polizeipräfektur) und laßt dem Präfekten Mustapha Capitan meinen Befehl melden, sofort alle disponible Polizeimannschaft hierher zu schicken, es handle sich um einen sehr wichtigen Fang. Dann umstellt mit Eurer Mannschaft das verdächtige Kaffeehaus und laßt Niemanden heraus. Ihr,“ wandte er sich an mich, „gebt das vereinbarte Signal und laßt die ‚Evangelistria‘ herbeikommen, aber vorsichtig, denn Ihr wißt, daß dieser Port Neuf sehr gefährlich und voller Felsen ist.“

Ein einziges Blaufeuer genügte, und die „Evangelistria“ rauschte innerhalb der nächsten Viertelstunde herbei. Donnernd rasselte der schwere Anker auf den Grund, gerade in dem Moment, als der Polizeipräfekt Mustapha Capitan mit etwa zweihundert Polizisten auf dem Schauplatze erschien.

In dem bedrohten Kaffeehause hatte man indessen gemerkt, daß nicht Alles in Ordnung war, und als nun gar zwei Griechen, welche nach Hause gehen wollten, von den Wachen zurückgewiesen worden waren, ergriff die Uebrigen ein panischer Schrecken. Mehrere sprangen von der Gallerie, welche etwas in's Meer hinaus gebaut war, in's Wasser und versuchten sich durch Schwimmen zu retten, doch waren alle Ruderboote der Küstenwache alarmirt und bildeten einen dichten Halbkreis um die Gallerie, so daß Jeder, der den Sprung wagte, schon im nächsten Momente gefangen war.

Morice Bey und Mustapha Capitan drangen unterdessen mit ihren Leuten in das Kaffeehaus ein, wo sie mit Pistolenschüssen empfangen wurden. Wohl wurde der Eine oder Andere verwundet, aber als nun auch Militär anrückte, ergaben sich Alle, und der heranbrechende Tag war Zeuge, wie etwa hundert gefangene Griechen in das Polizeigefängniß abgeführt wurden.

Zwar verwendete sich der griechische Konsul energisch dafür, daß die Gefangenen den griechischen Behörden zur Bestrafung übergeben würden, namentlich als die Kunde in's Publikum drang, daß unter den Gefangenen sich mehrere der reichsten Tabakshändler befänden, doch die egyptischen Behörden blieben fest, wahrscheinlich weil sie witterten, daß die Gefangenen, um den Prozeß zu vermeiden, gerne größere Summen zahlen dürften, als die wären, wozu man sie verurtheilen würde. Und in der That sprach man von Beträgen bis zu 10,000 Pfd. Sterl., welche einzelne Firmen für die Freiheit ihrer Chefs bezahlt haben sollen.

Trotzdem sich mein Antheil an dem Fange auf weit über 1000 Pfd. Sterl. belaufen haben würde, wenn genau nach dem Reglement verfahren worden wäre, so erhielt ich doch nur 200 Pfund, und Erhardt und Dick Jeder nur 100 Pfund, während Mustapha Capitan und Morice Bey Jeder einen Orden erhielten und den Löwenantheil der Prisengelder einstrichen.

Immerhin hatten auch wir alle Ursache, mit unserem Fange zufrieden zu sein, der uns nicht nur ein hübsches Stück Geld, sondern auch allgemeine Beachtung und ein besonderes Lob von Seiten unserer obersten Vorgesetzten eintrug.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein opferwilliger Freund. — In der Bildergallerie des Belvedere zu Wien erschien einst mehrere Tage hinter einander ein Mann, der mit großem Interesse die Gemälde studirte und sich regelmäßig vier bis fünf Stunden lang dort aufhielt. Aus dem Umstande, daß er besonders hervorragende Leistungen bis in's Einzelne besichtigte und prüfte, wobei er

unverkennbar genaues Verständniß des Werthes der ausgestellten Kunstwerke zeigte, ließ sich unschwer der Schluß ziehen, daß der Mann Künstler sein müsse, und für einen solchen hielt ihn auch ein junger Maler, der ebenfalls zu den täglichen Besuchern der Sammlung gehörte. Ihm war der Fremde längst aufgefallen; er erblickte in ihm einen älteren Berufsgenossen, und in seinem Streben nach Vervollkommnung beschloß er, sich ihm anzuschließen und ihn für sein ferneres künstlerisches Schaffen um Rath und Beistand zu bitten. Beseelte doch offenbar Beide gemeinschaftlich die Liebe zur göttlichen Kunst. Mit jenem Zutrauen, das jugendlichen Naturen eigen ist, näherte sich der junge Mann dem älteren und begann mit ihm ein Gespräch über Malerei überhaupt und die einzelnen vor ihnen hängenden Bilder. Die Ansichten und Urtheile, welche der Fremde dabei entwickelte, waren so zutreffend, zeugten von so tiefem Verständniß, daß der junge Maler nicht mehr zweifelte, er habe einen hervorragenden Vertreter seiner Kunst vor sich, durch dessen Umgang sein eigenes Urtheil geschärft, sein Geschmack geläutert werden müsse. Entzückt über die neue Bekanntschaft faßte der Künstler die Hand seines Gefährten und rief:

„Wir müssen uns hier öfter sehen, wir müssen Freunde werden!"

Der Andere versicherte, daß ihm dies sehr angenehm sein werde. „Auch ich kann noch manches von Ihnen lernen," sagte er, „und deshalb wird es mich freuen, Ihnen hier wieder zu begegnen."

„Recht so, aber nun hinweg mit dem steifen und langweiligen ‚Sie', lassen wir an dessen Stelle das vertrauliche ‚Du' treten, wie es sich für gleichgesinnte und ebenbürtige Kunstgenossen gebührt. Ich heiße Eltzenberger, und Du — wie nennst Du Dich?"

„Mein Name ist Bayer; Du wirst ihn schwerlich schon gehört haben, da ich eigentlich nicht selbst male, sondern nur, soweit ich das vermag, die Kunst unterstütze," versetzte Jener.

„Du malst nicht selbst?" rief Eltzenberger verwundert, „und doch müßtest Du bei Deinem Farbensinn und Deiner feinen Beobachtungsgabe ein ganz vortrefflicher Maler geworden sein."

„Wohl möglich, aber die Verhältnisse —"

„Ja, die Verhältnisse!" unterbrach der Andere, „sie sind der Hemmschuh, an dem auch ich zu schleppen habe. Wer doch etwas tiefer in die Taschen greifen könnte!"

„Ueber Mangel an Geld darf ich eigentlich nicht klagen," sagte der Fremde, „es sind andere Gründe, die mich an der Ausübung der Kunst hindern, ich habe zu viel andere Dinge im Kopf."

„Aber wenn ich Geld besäße, würde ich mich den Kukuk um andere Dinge kümmern," meinte der junge Mann; „leider bin ich nicht so glücklich, meine ganze Baarschaft besteht momentan aus drei Kreuzern, und die Mittagsstunde rückt heran. Im Speisehause habe ich keinen Kredit, und meine Farben und Pinsel kann ich nicht essen."

„Darf ich Dir einen kleinen Vorschuß anbieten?"

„Du bist ein Retter in der Noth, auf meinem nächsten Bilde stelle ich Dich als Helfer in Engelsgestalt, aber mit Deinen Gesichtszügen dar," versetzte freudig der Maler. „Leihe mir fünf Gulden und Du machst mich glücklich."

„In einer Stunde sende ich Dir das Geld in Deine Wohnung, schreibe mir dieselbe auf," entschied Bayer. Dann reichte er seinem neuen Freunde die Hand und ging. Eine Stunde später erschien ein Diener bei Eltzenberger und überbrachte ihm Banknoten im Betrage von 300 Gulden. „Herr Bayer habe Abhaltung und bitte ihn zu entschuldigen," sagte er. Am andern Tage eilte der Maler in die Gallerie, aber der Fremde war nicht zu sehen; erst durch einen Galleriebeamten erfuhr er, daß König Max von Bayern sein Helfer in der Noth gewesen sei. Bestürzt schrieb Eltzenberger an seinen hohen Gönner und bedankte sich für das reiche Geschenk, wobei er jetzt freilich das zutrauliche „Du" wegließ; die königliche Antwort blieb nicht aus: sie enthielt die Zusicherung einer jährlichen Beihilfe von 500 Gulden aus der Privatschatulle des kunstsinnigen Fürsten.

[M. L.]

Humoristisches.



Kindlich.

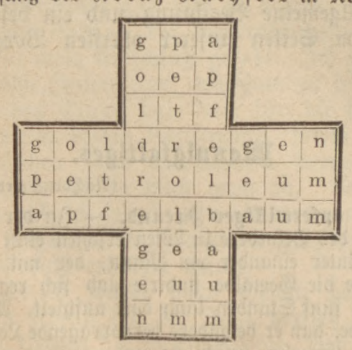
Fritzchen (zur Tante): Tante, heute also hat Dein Otto Geburtstag und heute über acht Tage Dein Mariechen, da wären das ja beinahe Zwillinge geworden.



Exorbitant.

Fräulein: Ich glaube es Ihnen, daß Sie mich lieben; aber wer weiß, wie lange Ihre Liebe dauern wird?
Herr: Wie lange? — ewig ist nichts dagegen.

Auflösung des Kreuz-Räthsels in Nr. 21:



			g	p	a			
			o	e	p			
			l	t	f			
g	o	l	d	r	e	g	e	n
p	e	t	r	o	l	e	u	m
a	p	f	e	l	b	a	u	m
			g	e	a			
			e	u	u			
			n	m	m			

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 21:
Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht.

Räthsel.

Ein wack'res Paar, ein Paar von Zwillingsbrüdern,
So geh'n die Beiden ihre Lebensbahn;
Ob ihres Ruhms ist auch nicht viel in Liedern
Und auch in Prosa wenig nur gethan,
Bewundert sind als prachtvoll oft die Biedern.
Doch all' ihr Glanz ist nur ein kurzer Wahn:
Denn kaum daß sie den jungen Tag begrüßen,
Tritt schnöder Weise man sie gleich mit Füßen.

Wenn auch Gefühl die Brüder nimmer zeigen,
Ein gut Theil Leidenschaft — das glaubet nur —
Ist ihnen trotzdem immer noch zu eigen,
Von Freundschaft, Wissenschaft auch eine Spur;
Und ebenfalls zur Politik sie neigen.
Sie huldigen dem Fortschritt, der Kultur;
Doch seltsam, sind sie auch sonst gleich die Beiden,
Politisch stets sich rechts und links sie scheiden.

[Frz. Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 21:
des Trennungs-Räthsels: Langeweile — lange weile;
des Räthsels: Taxis, Taxus, Texas.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.